

Mir persönlich wurde einmal vom atheistischen Bestsellerautor Philipp Möller kognitive Dissonanz bescheinigt. Die humanistische Giordano-Bruno-Hochschulgruppe in Konstanz hatte mich zu einem von ihm gehaltenen Vortrag über sein Buch *Gottlos glücklich* eingeladen – worauf im vorliegenden Buch das letzte Kapitel kurz antwortet. Abgesehen von einer zugegebenermaßen teils recht unterhaltsamen Darstellung mancher Eigenheiten der katholischen Kirche wartete der Vortrag mit ziemlich abenteuerlichen Thesen auf: Christen begründen ihren Glauben, so referierte Möller, nur damit, dass die Existenz Gottes zwar nicht beweisbar, aber ja auch nicht widerlegbar sei. Was bekanntermaßen auch für die Existenz der Zahnfee oder des Spaghetti-Monsters gelte. Glaube sei nicht Wissen, glaubte Möller zu wissen, und daher auch aus dem Schulunterricht zu verbannen. Katholische und evangelische Christen nämlich beteten Sonntag für Sonntag wider alle Vernunft: „Ich glaube an Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde.“ Und dies bedeute, so Möllers damaliger Informationsstand, die Welt sei nach christlicher Auffassung in sechs Tagen entstanden. Die Bibel sei als überholtes Geschwätz von Nomaden und Schafhirten daher endlich aus dem Verkehr zu ziehen.

In der anschließenden Fragerunde kam es auch zu einer Diskussion über das konfliktträchtige Verhältnis von Religion und Naturwissenschaft. Nur drei Prozent der Naturwissenschaftler seien laut Umfragen gläubig; und dabei handele es sich vor allem um diejenigen, die weniger reflektiert seien, behauptete Möller. Ich meldete mich zu Wort und wies darauf hin, dass in diesem Fall zu den weniger reflektierten Naturwissenschaftlern auch Isaac Newton, Albert Einstein, Max Planck, Niels Bohr, Werner Heisenberg und Georges Lemaître, der „Entdecker“ des Urknalls, gehörten. Indem mich Herr Möller nach einem kurzen Wortgefecht aufgrund meines dann aufgefliegenen Doppel- lebens als Physiker und Priester kurzerhand mit der Diagnose

„kognitive Dissonanz“ versah, fand die Zwischendiskussion zur Vereinbarkeit von Glaube und Naturwissenschaften jedoch einen jähen Abbruch.

Im Nachhinein bin ich Herrn Möller allerdings dankbar für seine schonungslose Offenheit, denn ich lernte mit der Zeit, mit dem Befund „kognitive Dissonanz“ zu leben; ja sogar mich mehr und mehr mit ihm anzufreunden. Bedeutet das Gegenteil nämlich eine „kognitive Eintönigkeit“, dann bin ich gerne kognitiv dissonant. Musikalisch gesehen, so könnte man einwenden, könnte die korrekte und gesündere Alternative zur kognitiven Dissonanz auch eine kognitive *Konsonanz* sein: ein Zusammenklang statt eines Missklangs. Wer musiziert, weiß jedoch, dass eine Konsonanz ein Zusammenführen von Verschiedenem, oft auch von zunächst Dissonantem ist. Keine interessante Komposition kommt ohne Dissonanzen aus, die auf verschiedenem Wege zur Auflösung geführt werden, manchmal auch wie eine unbeantwortete Frage im Raum stehen bleiben. Ob ein Intervall als Konsonanz oder Dissonanz erscheint, hängt teils vom eigenen Empfinden, teils vom musikalischen Kontext ab. Eine große Septime, wenn Sie also beispielsweise auf dem Klavier ein C und das nächsthöhere H gleichzeitig spielen, klingt für sich erst einmal schräg; zusammen mit einem E und einem G klingt die Kombination dagegen richtig groovig, und im Jazz sind gerade solche Akkorde das Salz in der Suppe. Auch in der älteren Musik, etwa in Fugen von Johann Sebastian Bach, bilden verschiedene Stimmen als Dux („Anführer“) und Comes („Begleiter“), die sich gegenseitig ein Motiv in immer neuen Variationen wie einen Spielball hin- und herwerfen, ein spannungsvolles Beziehungsgefüge.

Im Blick auf das Zusammenspiel von Naturwissenschaften und Glaube könnte eine vermeintlich reine, dissonanzfreie kognitive Konsonanz nur darin bestehen, jede Vielfalt, Verschiedenheit bis hin zur Gegensätzlichkeit der Perspektiven zu

unterbinden und sich allein auf eine Eintönigkeit und Eindimensionalität bzw. eine vermeintliche „Paralleltonalität“ der Wirklichkeit zurückzuziehen. Mich würde ein solches Weltbild jedoch nicht befriedigen. Nur widerwillig wollte ich darauf verzichten, dass sich die Welt je nach den Voraussetzungen der Betrachterinnen und Betrachter aus naturwissenschaftlicher, theologischer, künstlerischer, poetischer, musikalischer Perspektive und daher in einer teils sehr spannungsvollen Vielfalt sehen lässt. Die Zusammenführung der Perspektiven erfordert die Bereitschaft zu äußerem und innerem Dialog, zur Verschmelzung von verschiedenen Horizonten. Deren Ergebnis kann nicht mehr jene Eintönigkeit sein, die zwar spannungsfrei ist, jedoch unterschiedliche Perspektiven und Klänge voneinander isoliert. Sie ist auch kein immer gleichbleibender Parallelklang. Vielmehr ist sie ein durch ein Auf und Ab gegangenes, ein vielleicht phasenweise entzweites, jedoch versöhntes, geläutertes und damit bereicherndes Miteinander.

Das Interessante bei der Bibel ist: Sie ist gerade nicht die *eine* dissonante Stimme, die sich angeblich nicht in ein konsonantes, will heißen naturwissenschaftlich plausibles Weltbild einfügen lässt. Sondern sie bringt uns bereits *in sich* eine solche geläuterte, spannungsvolle und zugleich ausgesöhnte Mehrstimmigkeit zu Gehör. Sie ist *in sich* schon mehrstimmig wie eine Symphonie, da sie eine Sammlung von Literatur mit unterschiedlichsten Gattungen, mit teils lobpreisendem, teils faktisch wiedergebendem, teils fiktional erzählendem Charakter ist, mit unterschiedlichen, teils gegensätzlichen Perspektiven. Gemeinsam ist allen Texten, dass sie Erfahrungen der Menschen mit ihrem Gott wiedergeben. Die Wiedergabe dieser Erfahrungen in einem Zeitraum von ca. eintausend Jahren sprengt jede Art von Normen, mit der sie menschliches Plausibilitätsdenken bändigen will. Oder musikalisch gesprochen: jeden Versuch, sie in die kognitive Einstimmigkeit zu verbannen oder ihr wie einem

Sänger das Mikrofon abzdrehen, falls mir ihre Stimme kako-phon vorkommt und nicht in meine Welt passen will.

Am Ende des langen Prozesses von Überlieferungen, Verschriftlichung und Ergänzungen, den die Heilige Schrift durchlaufen hat, kann nur eine Zusammenschau von unterschiedlichsten Perspektiven stehen, eine Symphonie von Klängen, die sich teils dissonant, teils konsonant zusammenfügen. Genau hierzu brauchen wir das „Kosmo“ in der *Kosmo-theologie* der Bibel. Insbesondere kosmo-theologische biblische Schöpfungstexte wirken jedem Versuch einer Aufspaltung der Wirklichkeit in parallele Eintönigkeiten entgegen. Sie wirken verbindend und integrierend, beziehen in den Glauben an Gott auch das Wissen um die Welt ein. Und auch wenn gilt, dass die Bibel kein naturwissenschaftliches Lehrbuch ist: Die biblischen Schöpfungstexte sind zu vielseitig, zu perspektivenreich, zu sehr empfänglich für das Wissen ihrer Zeit, als dass man von ihnen behaupten könnte, dass sie sich nicht für zeitgemäßes Naturwissen interessieren würden. Würden die biblischen Verfasser heute leben und Schöpfungstexte schreiben, würden sie dies sicher nicht ohne ein fundamentales Interesse dafür tun, was die Naturwissenschaften zur Entstehung des Kosmos, der Erde und des Lebens zu sagen haben. Sie sind damit für den heutigen Bibelleser alles andere als die Problemstimmen, die man aus dem Chor der inneren Stimmen der Vernunft aussondern muss. Vielmehr sind sie selbst Beispiele einer gelungenen Synthese von damaligem Naturwissen und Gottesglauben und regen dazu an, eine ähnliche Synthese des Gottesglaubens mit heutigem naturwissenschaftlichem Wissen zu vollziehen. Damit entsprechen sie einem Grundbedürfnis des Menschen, zersplitterte Bereiche seiner Existenz zusammenzuführen und so auch seine naturwissenschaftliche und seine religiöse Seite zu einem Ganzen zu verbinden. Die in vielen Sprachen bezeugte Verwandtschaft von „heil“ und „ganz“ drückt aus, dass die

Suche nach dem Ganzen in der menschlichen Natur begründet zu sein scheint: So geht etwa im Englischen das Wort „health“ auf „hale“ zurück, welches wiederum mit dem Wort „whole“ verwandt ist. Biblische Schöpfungstexte halten damit das Verlangen nach einem unverkürzten Menschsein wach, das nach einer Verbindung seiner physischen und geistigen Dimension, von empirischem Wissen und dessen spiritueller Deutung verlangt.

Die Bibel selbst würde eine solche Grundhaltung, die unterschiedlichen Perspektiven Raum gibt und sie zu einem Ganzen integriert, als *Weisheit (chokmah)* bezeichnen. Weisheit ist in der Bibel nicht nur ein Begriff, sondern bezeichnet eine ganze Tradition, zu der Bücher wie das Buch der Weisheit, das Buch der Sprichwörter, Kohelet oder Ijob gehören. Charakteristisch für diese Tradition ist die Verbindung von Weltwissen – darunter auch Wissen über die Natur – mit einer lebenspraktischen Kompetenz. Weisheit ist nach der Bibel im umfassenden Sinn Welterkenntnis, die auf das Verstehen von Natur und Welt, aber auch der Ordnungen des menschlichen Lebens und Zusammenlebens ausgerichtet ist. Prototypisch wird in der Bibel die Figur des Weisen anhand der Gestalt des Königs Salomo vor Augen geführt. Seine Geschichte ist bekannt: Gott erscheint Salomo nachts im Traum und gewährt ihm eine Bitte. Und dieser wünscht sich, was er als junger und unerfahrener Thronfolger am meisten benötigt: Statt eines langen Lebens oder eines Siegs über seine Feinde bittet er um ein hörendes Herz, um sein Volk zu regieren und Gut und Böse zu unterscheiden. Gott ist angetan von dieser Bitte und schlägt sie ihm nicht aus. Als Träger dieser Weisheit wird Salomo eine Kenntnis sämtlicher Tier- und Pflanzenarten nachgesagt. Die Kenntnis der Natur ist bei einem weisen Menschen auch immer verbunden mit einer hohen lebenspraktischen Kompetenz, wie sie Salomo